

Kristina Damm

## Wiederaufbau, Neubeginn, Neuorientierung – Jüdische Pädagogik im Nachkriegsdeutschland

### Einleitung

Jüdische Organisationen und Gemeinden waren sich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Shoa weitgehend einig, dass sich nie wieder jüdisches Leben in Deutschland etablieren sollte. Zu groß war die Angst, dass Gleiches noch einmal geschehen könnte. Zu groß das Misstrauen gegenüber den Deutschen und der Vorstellung, dass der Antisemitismus quasi über Nacht aus ihren Köpfen verschwunden sein sollte. Das „Land der Täter“ blieb für die meisten Juden, die sich 1945 auf deutschem Boden befanden, nur Übergangsstation auf dem Weg nach Palästina, England oder Amerika. Dennoch kam es in der Zeit zwischen 1945 und 1949 zu dem Phänomen, dass in den jüdischen DP-Lagern<sup>1</sup> hohe Geburtenraten zu verzeichnen waren, die höchsten „aller jüdischen Gemeinden weltweit“<sup>2</sup>. So entwickelten sich in den Flüchtlingscamps sehr schnell eigenständige jüdische Kollektive, abgegrenzt von der Welt außerhalb der Lager, mit eigener gemeinsamer Sprache (Jiddisch), gemeinsamer Gesinnung (trotz einer Renaissance der Orthodoxie setzte sich vor allem der Zionismus durch) und einer gemeinsamen Zukunftsvorstellung (ein Leben in Palästina).

Die Erziehung der Kinder hatte einen hohen Stellenwert, weshalb in allen DP-Lagern wie auch außerhalb dieser in den vom Krieg zerstörten Städten früh mit dem Aufbau pädagogischer Institutionen begonnen wurde. Finanziell und personell wurden sie von ausländischen jüdischen Hilfsorganisationen wie UNRRA und JOINT<sup>3</sup> und den Alliierten unterstützt. Die jüdischen Kindergärten, Schulen und Heime leisteten von Anfang an einen wichtigen Beitrag bei der Rückführung der häufig traumatisierten Kinder in eine normale Lebensumwelt und beim Aufbau und der Festigung ihrer jüdischen Identität.

Nach Auflösung der DP-Lager bauten die in Deutschland verbliebenen deutschen Juden und ehemalige DPs gemeinsam die neuen deutsch-jüdischen Gemeinden auf. Die Gründe für ein Bleiben waren sehr unterschiedlich. Oft spielten finanzielle Aspekte, aber auch Krankheit, die Tatsache, dass man bereits begonnen hatte, sich ein neues Leben aufzubauen, oder die Verbundenheit zur Heimat (bei den deutschen Juden) eine Rolle. Spätestens seit Gründung der BRD übernahmen die jüdischen pädagogischen Einrichtungen die Aufgabe, die Kinder aus Rückkehrer- oder Einwandererfamilien bei der Integration in die deutsche Lebensumwelt zu unterstützen, bspw. über das Erlernen der deutschen Sprache. Dieses Anliegen bestimmt bis heute – wenn auch immer wieder in sich verändernden

zeithistorischen Kontexten – nicht unwesentlich die Arbeit jüdischer Kindergärten: sie führen die Kinder an das Judentum heran, haben Anteil bei der Herstellung ihrer jüdischen Identität und helfen jüdischen Kindern aus anderen kulturellen Kontexten beim Einleben in der neuen Heimat, ohne jedoch ihre Herkunftskultur zu unterdrücken. Die jüdische Pädagogik übernahm und übernimmt daher eine Art Mittlerfunktion zwischen den persönlichen Wünschen der Einwanderer und der Unterstützung beim Aufbau der Gemeinden und eines Judentums in Deutschland nach der Shoa.

Dass sich nach der Shoa wieder eine jüdische Pädagogik in Deutschland entwickeln konnte, ist dem Enthusiasmus, Einsatz und Einfallsreichtum der Pädagogen zu verdanken. In Gesprächen mit ihnen und Berichten über die jüdischen Kindergärten und andere pädagogische Einrichtungen wurden auch Probleme deutlich, mit denen sie bis heute zu kämpfen haben und die nichtjüdische Einrichtungen nicht kennen.<sup>4</sup> Nach wie vor nehmen jüdische pädagogische Einrichtungen eine Sonderrolle unter den nichtjüdischen ein. Nichtsdestotrotz sind die Erzieher bemüht, weiteren Generationen jüdischer Kinder in Deutschland eine Erziehung gemäß des jüdischen Glaubens zuteil werden zu lassen und darüber hinaus interreligiöse Zusammenkünfte mit christlichen und muslimischen Kindern zu organisieren, um früh eine kulturelle und religiöse Toleranz aufzubauen – das beste Mittel gegen Rassismus und Ausländerfeindlichkeit. Der Artikel ist deshalb auch den ErzieherInnen gewidmet, die unermüdlich um den Erhalt jüdischer Erziehung in Deutschland bemüht sind.

Nachfolgend soll in dem Beitrag die Frage diskutiert werden, wie sich die jüdischen pädagogischen Institutionen nach 1945 in Deutschland neu gründeten und entwickelten und in welcher Weise sie zu den unterschiedlichen Zeiten zu dem Fortbestehen des deutschen Judentums beitrugen.

### **Das Leben im DP-Lager und der Neubeginn jüdischer Pädagogik in Deutschland**

Die ersten DP-Lager wurden von den Alliierten in ehemaligen KZs, Kasernen und Schulen eingerichtet. Bald wurde die Errichtung spezieller jüdischer DP-Lager nötig, da es im Zusammenleben von jüdischen und nichtjüdischen DPs immer mehr zu Spannungen und gefährlichen Ausschreitungen kam. Außerdem betrachteten sich die jüdischen DPs nicht als Ungaren, Polen oder Rumänen, sondern nur noch als Juden, als ein Volk und forderten deshalb die Anerkennung der jüdischen DPs als eigene Gruppe. Sie hatten in ihren eigenen Ländern Entrechtung, Verfolgung und die Ermordung von Freunden und Verwandten erlebt und insbesondere während der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur bzw. Besatzungszeit nur begrenzt Solidarität ihrer Landsleute erfahren. Deshalb verband sie zumeist nicht mehr viel mit ihren Heimatländern. Ihre ganze Hoffnung lag in der Errichtung eines eigenen jüdischen Staates. Das erste spezifisch-jüdische DP-Lager wurde in Feldafing in Bayern gegründet.<sup>5</sup> Die meisten jüdischen DP-Lager entstanden aufgrund der besseren Bedingungen allein schon wegen der Anerkennung der jüdischen DPs als eigene Gruppe in der Amerikanischen

Besatzungszone<sup>6</sup>. In der Sowjetischen Besatzungszone gab es keine DP-Lager. Hier übernahmen die jüdischen Gemeinden deshalb selbst die Aufgabe, sich um die steigende Zahl jüdischer DPs zu kümmern, denn auch in die SBZ waren nach den Pogromen in Polen zahlreiche Juden geflüchtet.<sup>7</sup> In den größeren Lagern, vor allem in Hessen und Bayern, begannen die jüdischen DPs sehr schnell mit dem Aufbau selbstverwalteter Strukturen. Dazu gehörten eigene jüdische Zentralkomitees, Polizei, Gerichte, Theater, Orchester, pädagogische Einrichtungen vom Kindergarten bis zu Erwachsenenbildungs-Seminaren, Zeitungen und Parteien, von denen die zionistischen am erfolgreichsten waren.<sup>8</sup> Unterstützung fanden die DPs vor allem bei den jüdischen Hilfsorganisationen. Verbindungen zu den neu entstehenden jüdischen Gemeinden in den zerstörten Städten kamen zumeist erst Ende der 1940er Jahre zustande. So schlossen sich die DPs des Zeilsheimer Lagers, die im „Committee of Liberated Jews“ in Frankfurt organisiert waren, 1949 mit der Jüdischen Gemeinde Frankfurt zusammen. Die Verbindung zur nichtjüdischen Gesellschaft ist vor allem in negativen Berichten belegt. So wurden die DPs verschiedener Delikte wie Schwarzmarktaktivitäten, Diebstähle und Überfälle beschuldigt. Viele dieser Fälle konnten nicht nachgewiesen werden und der Schwarzmarkt war ein Phänomen der Nachkriegszeit, bei dem DPs und Juden nicht anders oder stärker beteiligt waren als Deutsche und Nichtjuden.<sup>9</sup>

Pädagogische Einrichtungen gehörten besonders nach der Einwanderung polnischer Pogromflüchtlinge im Jahr 1946, mit denen vor allem viele junge Familien und Kinder in die Lager kamen, zu den grundständigen Strukturen der meisten DP-Lager.<sup>10</sup> Darüber hinaus wurden die Waisen von den Alliierten zum Teil in so genannten Kinderzentren, den „children centers“, untergebracht. Die Kinderlager befanden sich u.a. in Aglasterhausen, Lindenfels, Landshut und Rosenheim.

Eines der ersten Anliegen der jüdischen Komitees in den DP-Lagern war es, besonders den Kindern, die die Shoa erlebt und die oft den größten Teil ihres bisherigen Lebens in den KZs verbracht hatten ohne kindgerechte Erziehung oder fundierte Schulbildung, eben diese zu ermöglichen. Letztlich stand in den pädagogischen Einrichtungen auch die Vorbereitung der Kinder und Jugendlichen auf die Ausreise nach Palästina im Mittelpunkt. Themenbereiche wie Palästina-Kunde, hebräische Sprache, jüdische Geschichte und Kultur waren deshalb zentraler Bestandteil der Stundenpläne in den Schulen und den Erziehungsrichtlinien in den Kindergärten.<sup>11</sup> In den Kindergärten wurden bereits die Jüngsten früh mit jüdischer Geschichte und Tradition, aber auch mit ihrer zukünftigen Heimat Palästina vertraut gemacht.<sup>12</sup> Über Lieder, Theaterstücke und Tanzaufführungen vor allem an den jüdischen Feiertagen wurden sie an die Geschichte ihres Volkes und ihre Religion spielerisch herangeführt, wodurch der Grundstein zum Aufbau ihrer jüdischen Identität gelegt wurde. Einen Einfluss auf die pädagogische Praxis hatten auch die ausländischen jüdischen Hilfsorganisationen. So war der zionistische Einfluss in von der Jewish Agency for Palestine (JAFP) betreuten Einrichtungen und Lagern zumeist bedeutend größer als bei denen, die bspw. von JOINT, UNRRA oder ORT<sup>14</sup> unterstützt wurden.<sup>15</sup>

Die eventuelle Integration in die nichtjüdische oder gar deutsche Gesellschaft, die vor 1933 selbst in orthodox-jüdischen pädagogischen Einrichtungen Einfluss auf den Unterricht und die Erziehung gehabt hatte, spielte keine Rolle mehr. So sprach man mit den Kindern bevorzugt hebräisch, bei Nichtbeherrschung jiddisch, seltener polnisch.

Der Zionismus war wie in allen Lebensbereichen im Lager die vorherrschende politische und ideologische Strömung und bestimmte auch die Erziehungsgrundsätze und Richtlinien in den pädagogischen Einrichtungen. Die zionistisch geprägte Pädagogik der Lagereinrichtungen sorgte jedoch auch bald für Kritik. Doch die Pädagogen und Betreuer begegneten dieser mit den Worten: „Vielleicht ist es keine gute Pädagogik, wenn man nur eine Seite präsentiert, ... aber wir können uns einen solchen Luxus nicht leisten. Die Kinder haben nichts, gar nichts...“<sup>16</sup>.

Die Konzentration auf Palästina und die Hoffnung auf die baldige Errichtung eines eigenen Staates fernab von dem Land, das sie nur noch mit ihrem erlebten Unrecht verbanden, war für viele die einzige Möglichkeit, wieder an die Zukunft glauben zu können. Da sie mit ihren Kindern gleichsam die Hoffnung verbanden, ein neues jüdisches Volk aufzubauen, das nicht mehr in der Diaspora, sondern im eigenen Land leben würde, war die Weitergabe jüdischer nationaler Werte nur allzu verständlich. Dies hatte auch eine heilende Wirkung auf die oft stark traumatisierten Kinder und Jugendlichen.<sup>17</sup>

Joe S., der als Kind nach der Shoa im DP-Lager unterkam, fasste seine Erlebnisse im Nationalsozialismus mit den Worten zusammen: „Man hat mir all die normalen Empfindungen geraubt, die man im Alter von vier bis zehn Jahren erfährt.“<sup>18</sup>

Trotz vieler materieller Notstände im Lager wurde versucht, den Kindern eine unbeschwerte und glückliche Kindheit zu ermöglichen. Dass ein Teil derer, die als Kinder in den DP-Lagern aufwuchsen, im Rückblick diese Zeit als schön und positiv beschreiben, ist nicht zuletzt dem Bemühen zahlreicher Helfer und Pädagogen in den Kinderheimen und pädagogischen Institutionen der Lager zu verdanken, die den Kindern Wärme, Glück und Geborgenheit gaben.

Im Mai 1948 wurde der Staat Israel gegründet. Außerdem änderten die USA sowie Kanada und Australien ihre Einwanderungsgesetze zu Gunsten der DPs. So wanderten die meisten jüdischen DPs, aber auch viele deutsche Juden Ende der 1940er Jahre in diese Länder aus. 1957 wurde das letzte DP-Lager (in Föhrenwald) geschlossen und ein Stück deutsch-jüdische Nachkriegsgeschichte ging zu Ende. Nur wenige jüdische DPs blieben in Deutschland und bauten gemeinsam mit den wenigen in Deutschland verbliebenen bzw. zurückkehrenden deutschen Juden neue jüdische Gemeinden auf.

### **Jüdische Pädagogik nach der Shoa außerhalb der DP-Lager**

Die deutschen Juden erlebten im Nachkriegsdeutschland oft eine widersprüchliche Alliiertenpolitik. So wurden sie bspw. in der Britischen Besatzungszone zu Anfang als Deutsche eingestuft und demnach

auf die gleiche Ebene wie einstige Nazi-Deutsche gestellt. „Die [britische] Militärregierung bestand darauf, keiner sozialen Gruppe und keiner Glaubensgemeinschaft in Deutschland Vorrechte einzuräumen.“<sup>19</sup> Durch diese strikte Politik litten viele deutsche Juden nach der Befreiung noch immer große Not. Die oftmals infolge der KZ-Haft oder durch Zwangsarbeit oder Nahrungsmangel physisch und psychisch entkräfteten Menschen hatten weder Anspruch auf zusätzliche Lebensmittelrationen noch auf besondere medizinische Versorgung. Erst mit der „Zone Policy Instruction No. 20“, die im Februar 1946 in Kraft trat, konnten sie auf Sonderbegünstigungen hoffen.

In der Amerikanischen Besatzungszone waren die deutschen Juden den DPs gleichgestellt, weshalb sie auch Anspruch auf die gleichen Zuwendungen, bspw. durch jüdische Hilfsorganisationen, hatten.<sup>20</sup> Relativ frühzeitig setzten sich die jüdischen Hilfsorganisationen auch für die Etablierung pädagogischer Einrichtungen im Nachkriegsdeutschland außerhalb der DP-Lager ein. Die Anzahl der jüdischen Kinder, die überlebt hatten, war schockierend gering.<sup>21</sup> Dennoch oder gerade deshalb wurde es als wichtig erachtet, ihnen neuen Lebensmut zu geben und ein geschütztes Umfeld fernab der Not der Nachkriegszeit zu bieten.

Als erster jüdischer Kindergarten nach der Shoa öffnete am 9. Dezember 1946 der jüdische Kindergarten in Berlin in der Joachimsthaler Straße 13.<sup>22</sup> Als Unterkunft diente ein ehemaliges Büro der britisch-jüdischen „Jewish Relief Unit“ (JRU).

Bertha Weingreen und Ann Caspers von der JRU gelten als die Initiatorennen der Einrichtung. Ziel war es, den in Berlin verbliebenen oder zurückkehrenden jüdischen Familien eine sichere Betreuung ihrer Kinder zu ermöglichen. Gleichzeitig sollte den Kindern ein ihren (religiösen und kulturellen) Bedürfnissen entsprechendes Umfeld unter ihresgleichen geboten werden.<sup>24</sup>

Die Leitung übernahm Inge Levy, die nach dem Krieg eine Ausbildung zur Kindergärtnerin absolviert und einige Zeit im Kindergarten des DP-Lagers Schlachtensee gearbeitet hatte. Hinzu kamen Helferinnen, die Frau Levy bei ihrer Arbeit unterstützten. Die ersten Kinder, die die Einrichtung besuchten, kamen aus Mischehen, aus nach dem Krieg neu gegründeten Familien und später auch aus den aufgelösten DP-Lagern.<sup>25</sup> Die größte Schwierigkeit bestand in der gemeinsamen Erziehung von Kindern unterschiedlichster Ausgangskulturen und dem Problem der materiellen Entbehrungen der Nachkriegszeit. Gekocht wurde deshalb von den Erzieherinnen selbst. Dazu wurden die auf dem Schwarzmarkt sehr wertvollen Güter wie Schokolade und Mehl (die von den jüdischen Hilfsorganisationen gespendet wurden) gegen vitaminreiche Kost eingetauscht.<sup>26</sup>

Das Feiern der jüdischen Feste und das Singen hebräischer und jiddischer Lieder trugen zum Aufbau und zur Festigung einer jüdischen Identität bei. Es wurde viel Wert darauf gelegt, die Eltern aktiv in Vorbereitung und Durchführung der Feiern mit einzubeziehen.

Eva Katsouli, die 1948 im Alter von drei Jahren in den Kindergarten kam, beschreibt die Gestaltung des Sukkot-Fests, das an dieser Stelle exemplarisch für die Ausrichtung der Feiern im Kindergarten und ihre Bedeutung im jüdischen Erziehungsprozess stehen soll:

„Wir halfen mit bei der Ausschmückung der Sukke und nahmen hier während der Tage von Sukkot, warm verpackt und mit viel Freude an dieser besonderen Umgebung, unsere Mahlzeiten ein. Wie an den anderen Feiertagen auch, wurden dabei jüdische Traditionen nicht nur in Gemeinschaft mit den anderen Kindern gelebt; im Rahmen unseres Verständnisses lernten wir auch deren Bedeutung.“<sup>27</sup>

Ebenso wie bei der traditionellen jüdischen Erziehung in den Familien wurde den Kindern im Kindergarten die Möglichkeit gegeben, sich selbst an der Ausgestaltung der Feste und an den Zeremonien zu beteiligen. So erhielten sie spielerisch einen Zugang zur Religion und erlebten die zum Teil streng festgelegten Feiertagsabläufe mit Freude, was positiv zum Aufbau und zur Festigung ihrer jüdischen Identität beitrug. Die zionistischen Werte, die in den meisten DP-Kindergärten eine große Rolle spielten, erfuhren in den Kindergärten außerhalb der Lager zu Gunsten der Betonung traditioneller Richtlinien eher eine Abschwächung.<sup>28</sup>

### **Jüdische Pädagogik nach Gründung der beiden deutschen Staaten**

#### Die Situation in der BRD

Zur Umschreibung der Situation der in Deutschland gebliebenen Juden, die sich hier noch viele Jahre nicht heimisch fühlten, diente seit Gründung der beiden deutschen Staaten die Metapher der „gepackten Koffer“. Die Entscheidung, für immer in Deutschland zu bleiben, kam für viele Juden offiziell lange nicht in Frage.<sup>29</sup> Viele fühlten sich nur innerhalb der Gemeinde zu Hause. Dies führte sogar zu einer neuen Assimilation, da einige ihr Judentum aus Angst vor neuem Antisemitismus nach außen hin verbargen. In der BRD kam es bereits kurz nach dem Krieg zu einem neu aufflammenden Antisemitismus, der sich zum Teil auch in körperlichen Übergriffen entlud. Dabei spielte besonders der Neid auf die Begünstigungen durch die jüdischen Hilfsorganisationen und die Unterstellung von Schwarzmarktaktivitäten und Diebstählen gegenüber den DP's eine Rolle. Hinzu kam das Problem, dass sich die gerade neu formierenden Gemeinden nun zum Teil aus deutschen und zum Teil aus osteuropäischen Juden zusammensetzten. Die Differenz zwischen den sich eher dem liberalen Judentum zugehörigen Juden (aus Deutschland) und den eher die orthodoxe Richtung vertretenden Juden aus Osteuropa kam in vielen Debatten um religiöse, kulturelle und gemeinderechtliche Belange zum Tragen, woraufhin sich oft mehrere Gemeinden mit verschiedenen Ausrichtungen in einer Stadt gründeten. Besonders die Frage, ob man mit einem nichtjüdischen Partner verheiratet sein dürfte und ob man seine Kinder jüdisch erziehen sollte, sorgte für Kontroversen.<sup>30</sup>

Nach Gründung des „Zentralrats der Juden in Deutschland“ im Jahr 1949 wurde 1951 die „Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V.“ (nachfolgend ZWST)<sup>31</sup> mit Sitz in Hamburg gegründet. Die Geschäftsführung übernahm Berthold Simonsohn. Finanzielle Unterstützung kam vom amerikanischen JOINT. In dieser Zeit herrschte unter dem jüdischen Bevölkerungsteil in Deutschland noch immer große Armut, die auch durch die zähen Verhandlungen der Wiedergutmachungszahlungen verschuldet war und die Arbeit der ZWST von Anfang an notwendig machte.<sup>32</sup> Auch die pädagogischen Einrichtungen hatten nach wie vor unter den materiellen Entbehrungen zu leiden und waren auf Hilfe aus dem Ausland und die ZWST angewiesen. 1955 zog die Geschäftsführung der ZWST nach Frankfurt am Main. Die zentrale Lage der Stadt und die Anwesenheit ausländischer jüdischer Hilfsorganisationen hatten zu dieser Entscheidung geführt. Als Ende der 1950er Jahre die Wiedergutmachungsregelungen gesetzlich festgeschrieben waren, wanderten zahlreiche deutsch-jüdische Exilanten ein, die ihre Ansprüche geltend machten. Bei der Lösung finanzieller und persönlicher Schwierigkeiten unterstützten sie die ZWST und der JOINT.<sup>33</sup> Auch für die Flüchtlinge aus der DDR und der Sowjetunion, die ab 1953 beziehungsweise 1956 nach Westberlin kamen (vgl. Abschnitt DDR), war die ZWST eine erste Anlaufstelle nach ihrer Ankunft. Mit den Flüchtlingen kamen auch viele Kinder und Jugendliche als neue Gemeindemitglieder hinzu. Für sie wurden die bereits bestehenden jüdischen pädagogischen Einrichtungen erweitert, bereits geschlossene wiedereröffnet und neue gegründet. Dadurch erhöhte sich die Zahl der jüdischen Kindergärten in Westdeutschland.<sup>34</sup> Die Leitung des wiedereröffneten Kindergartens in Berlin<sup>35</sup> übernahmen Emmi Löwenthal und Regina Tippner, die noch in der NS-Zeit im Jüdischen Kindergartenseminar in der Wangenheimstraße ihre Ausbildung begonnen hatten. Auch Rachel Gutmacher-Neveling war 1958 mit ihrer Familie nach Berlin zurückgekehrt. Rachel war in Israel geboren. Berlin war die Geburtsstadt ihrer Mutter. Im Jahr ihrer Ankunft kam sie in den Jüdischen Kindergarten in Berlin: „Mit Tante Hanni handelte mein Vater den monatlichen Betrag aus. Regulär betrug er 35 DM. Aber da wir ‚Neuzugezogene‘ und noch nicht etabliert waren, wurde der Betrag anfänglich auf 15 DM gesenkt.“<sup>36</sup> Die finanziellen Umstände der Rückkehrer wurden bei den Anträgen zur Aufnahme in die jüdischen Kindergärten individuell berücksichtigt. Die jüdischen Gemeinden übernahmen in dieser Zeit auch die Aufgabe der Integration der Exilanten in die alte, neue Heimat. Einen Teil dieser Aufgabe erfüllten dabei die Kindergärten. Die Unterbringung der Kinder in diesen diente der Unterstützung bei der Eingliederung der Kinder in einen neuen Lebenskontext, auch wenn ihre Eltern gedanklich die erneute Auswanderung aus Deutschland nicht ausschlossen.

Jüdische Kinder und Jugendliche im Nachkriegsdeutschland litten oft unter psychischen Problemen, entweder infolge der Erlebnisse der Shoa und des Krieges oder durch ihre Situation als Einwandererkinder, die sich nun im „Land der Täter“ befanden. Sie waren losgelöst von ihrem bisherigen Lebensumfeld, in einem Land, „das ihnen nicht nur fremd war, sondern auch als feindselig

erschien“<sup>37</sup>. Die ZWST organisierte für diese Kinder gemeindeübergreifende Sportveranstaltungen, eröffnete Jugendzentren und bot psychologische Dienste an, um ihnen emotionalen Halt und eine positive Richtung zu geben. Für diese Zwecke wurden auch Jugendleiter von der ZWST ausgebildet.<sup>38</sup> Die ZWST forderte die Gemeinden auch zum Bau von Kindertagesstätten auf, vor allem um den Kindern ein gesichertes Milieu zu bieten, das viele von ihnen in den traumatisierten und zerstörten Familien nicht fanden.

Mit dem Wirtschaftsaufschwung in Deutschland verbesserte sich die allgemeine finanzielle Situation, was auch den jüdischen Gemeinden und ihren Einrichtungen zugute kam. Die jüdische Erziehung der Kinder wurde als essentiell betrachtet, um ihre Identität zu stärken, um ihnen die Möglichkeit zu geben, unter Ihresgleichen aufzuwachsen und letztlich auch um die Zukunft des Judentums zu sichern.<sup>39</sup> Eine Unterbringung von jüdischen Kindern in nichtjüdischen Einrichtungen war auch aus psychologischer Sicht bedenklich, da viele Eltern verständlicherweise lange kein Vertrauen zu deutschen Institutionen hatten.

1961 übernahm Helga Kaiser die Leitung des Jüdischen Kindergartens in Berlin. Sie hatte 1954 als ungelernete Kraft ihre Arbeit im Kindergarten aufgenommen. Infolge der Vereinheitlichung der Rahmenbedingungen für Kindergärten in der BRD musste bis 1961 eine diplomierte Kindergärtnerin für die Leitung des Jüdischen Kindergartens gefunden werden. Da viele jüdische Kindergärtnerinnen ihre Ausbildung im „Dritten Reich“ nicht mehr hatten beenden können und andere nicht nach Deutschland zurückgekehrt waren, fehlte es zu dieser Zeit an jüdischen Kindergärtnerinnen mit offiziellem Abschluss. Man entschied sich in der Berliner Einrichtung für Helga Kaiser, die mit Unterstützung der Gemeinde in den Jahren 1959 bis 1961 die geforderte Ausbildung nachholte.<sup>40</sup>

In den 1960er Jahren beherbergte der Berliner Kindergarten teilweise bis zu 70 Kinder. In den anderen jüdischen Kindergärten der BRD war die Situation ähnlich. Viele der Kinder kamen aus Einwanderer- oder Rückkehrerfamilien mit keinen oder nur wenigen Deutsch-Kenntnissen. Die Kindergärten übernahmen deshalb auch die sprachliche Integration der Kinder. Dabei wurden häufig die sprachliche, traditionelle und religiöse Unterweisung miteinander verknüpft. In Berlin übersetzte bspw. Helga Kaiser mit ihrer Mitarbeiterin Esther Benkower hebräische Kinderlieder und Segenssprüche ins Deutsche. Damit schufen sie eine wichtige Basis für die Eingliederung der Kinder in die deutsche Lebenswelt einerseits und die Stärkung ihrer jüdischen Identität andererseits.<sup>41</sup> Beides war in Hinblick auf die Vorstellungen und Wünsche der Eltern nicht unproblematisch, da nach wie vor viele Juden keine Zukunft für sich in Deutschland sahen, die Eltern zum Teil aber auch skeptisch gegenüber einer jüdischen Erziehung ihrer Kinder in Deutschland waren. Rechtsgerichtete Parteien wie die NPD waren bereits wieder in einigen Landtagen aktiv. Die Vorstellung, dass Assimilation die Gefahr eines neuen Antisemitismus binden würde, sorgte deshalb in vielen Gemeinden und auch zwischen Eltern und ErzieherInnen für Diskussionen.

Vorrangig aus der Not heraus, aus Mangel an jüdischen Heimen, konzentrierte sich die ZWST (in den Bereichen Sozialarbeit, Alten- und Jugendhilfe) in den 1960er Jahren auf die Offene Hilfe. Im Bereich der Jugendhilfe ließ man auffällig gewordene Jugendlichen in ihrem gewohnten Umfeld durch Sozialarbeiter betreuen, wodurch sie nicht zwangsläufig in einem Heim untergebracht wurden. In Ermangelung von speziellen jüdischen Einrichtungen wurden behinderte Kinder integrativ in „normalen“ Kindergartengruppen betreut. Beide Verfahren setzten sich durch und zählen heute zur selbstverständlichen Praxis der Sozialarbeit und Pädagogik in Deutschland.<sup>42</sup>

1970 begannen die Arbeiten am Neubau des Berliner Kindergartens in der Dellbrückstraße. Wichtige Unterstützung bei der finanziellen und bürokratischen Vorbereitung hatte der Kindergarten dabei von Heinz Galinski erfahren. 1971 konnte das neue Haus mit 90 Kindergarten- und 40 Hortplätzen eröffnet werden. Damit war der Jüdische Kindergarten in Berlin der erste neu gebaute jüdische Kindergarten in Deutschland nach der Shoa. Immer wieder wurden in den Folgejahren An- und Umbauten nötig, um weitere Kinder unterzubringen.<sup>43</sup>

Ab 1972 verstärkte man die Sicherheitsmaßnahmen für die jüdischen Kindergärten in der BRD. Auslöser war das Attentat auf die israelische Nationalmannschaft bei den Olympischen Spielen in München. Bis heute werden viele jüdische pädagogische Einrichtungen polizeilich überwacht, um die Kinder vor rechtsextremen Überfällen zu schützen. Erst im Februar 2007 wurde ein Raubbombenanschlag auf die Jüdische Kindertagesstätte „Gan Israel“ in Berlin-Charlottenburg verübt. Die Täter, die auch antisemitische Hetzparolen an das Gebäude schmierten, konnten bis heute nicht gefasst werden.<sup>44</sup> Die Kinder und ihre Familien nehmen die Bewachung der Einrichtungen in Kauf, auch wenn damit die Sonderrolle der jüdischen Kindergärten in Deutschland nie ganz beendet scheint. Der Schutz der Kinder steht an erster Stelle. Die Frage, ob man sich nun gerade zum Judentum bekennen oder lieber so gut wie möglich anpassen sollte, um in der nichtjüdischen Gesellschaft nicht aufzufallen und sich damit vor Übergriffen zu schützen, wurde in den jüdischen Gemeinden nach 1945 immer wieder diskutiert. Ignatz Bubis begründete seine Meinung dazu mit der Konsequenz, die sich aus der Geschichte ziehen lässt: „Warum sollen sich die Juden assimilieren? [...] [D]ie Geschichte hat bewiesen, dass Assimilation dem Judentum zu keinem Zeitpunkt genutzt oder etwas gebracht hat. Und selbst in den Ländern, in denen es überhaupt keine Juden mehr gibt, finden sie Antisemitismus.“<sup>45</sup> Die jüdischen pädagogischen Einrichtungen stellten sich seit dem Ende der Shoa immer wieder gegen assimilative Tendenzen, auch wenn die Meinungen innerhalb der Gemeinden diesbezüglich nie einheitlich waren. Günther Bernd Ginzel meinte dazu: „Wurde in meiner Jugend von der überwiegenden Mehrheit der jüdischen Eltern die Einrichtung jüdischer Schulen abgelehnt, weil sie unsere Isolierung fürchteten, wächst heute das Bedürfnis nach einer mehr jüdisch geprägten Erziehung, weil viele Eltern sich sorgen, ohne solch eine Unterstützung würden die Kinder vom

Judentum entfremdet.“<sup>46</sup> Diese Aussage trifft auch auf die Bewertung der jüdischen Kindergärten innerhalb der Gemeinden und Familien zu.

Ab den 1980er Jahren wanderten vermehrt jüdische Familien aus der ehemaligen Sowjetunion in die BRD ein. Daraufhin wurden in vielen jüdischen Kindergärten russischsprachige Erzieher eingestellt, um den Kindern das Einleben zu erleichtern.<sup>47</sup> Die Heranführung der Einwandererkinder (die aus politischen Gründen zumeist nicht religiös aufgewachsen waren) an das Judentum übernahmen in den meisten Fällen die Kindergärten und leisteten damit einen wichtigen Beitrag zu ihrer Integration (und auch der ihrer Familien) in die jüdische Gemeinschaft. Auch die Integration in ihre neue Heimat wurde von den ErzieherInnen unterstützt. Katja Reisen, die 1981 in den Jüdischen Kindergarten Berlin kam, war in St. Petersburg geboren. Ihre Ausführungen unterstreichen die wichtige Funktion der Kindergärten beim Aufbau der jüdischen Identität der Kinder: „Ich vermute, daß die meisten russisch abstammenden Kinder nicht viel über das Judentum wußten, weil es in Rußland bestimmt nicht zum Alltag gehört hat, seinen Kindern das Judentum zu vermitteln. Ich möchte damit klarmachen, daß der Kindergarten eine wesentliche Rolle bei der Vermittlung des Judentums gespielt hat. [...] Dies hatte zur Folge, dass ich später ins Jugendzentrum ging, die Synagoge regelmäßig besuchte und auch mal für ein Jahr nach Israel ging.“<sup>48</sup> Die Integration der Kinder russischer Kontingentflüchtlinge (sowohl in die deutsche als auch in die jüdische Lebenswelt) zählt bis heute zu den Aufgaben der jüdischen Kindergärten. Dabei ist die Diskrepanz zwischen der jüdischen Erziehung im Kindergarten und der zumeist nichtjüdischen zu Hause problematisch für den Aufbau der jüdischen Identität der Kinder, weshalb die Einbindung der Eltern in den Erziehungsprozess von den ErzieherInnen als essentiell betrachtet wird. Die ausführliche Behandlung dieser Thematik würde die Grenzen dieses Artikels überschreiten. Erste Forschungsergebnisse hierzu finden sich in meiner Examensarbeit<sup>49</sup>, bedürfen aber einer weitgehenden Analyse.

1985 ging Helga Kaiser in den Ruhestand und wurde von Hannelore Reuben-Shemia abgelöst. Unter ihrer Leitung wurde 41 Jahre nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges, was einige Jahre zuvor noch unvorstellbar gewesen wäre, die erste nichtjüdische Kindergärtnerin eingestellt. Ihr folgten weitere, die gemeinsam mit den jüdischen Kindergärtnerinnen bis heute in der Dellbrückstraße für das Wohl der Kinder sorgen. Auch in anderen jüdischen Kindergärten arbeiten jüdische und nichtjüdische ErzieherInnen Hand in Hand. Damit ist man dem Ziel der Aufhebung der Sonderrolle der Einrichtungen näher gerückt.<sup>50</sup>

Zwei Abschlusszitate ehemaliger Kindergartenkinder des jüdischen Kindergartens in Berlin sollen an dieser Stelle einige Kernpunkte der deutsch-jüdischen Kindergartenarbeit nach 1945 hervorheben. Heinz Seefeld, der 1963 mit seinen Eltern aus dem Exil in Südamerika nach Berlin kam und den Jüdischen Kindergarten besuchte, schrieb: „Wir sind, damals wie heute, Mitglieder einer Gemeinschaft, die, egal, was auf der Welt passiert, füreinander einsteht und sich im Notfall hilft. [...] Aus allen wurden

Menschen, die wissen, welchen Platz sie in ihrem Leben einnehmen, und sie haben den Erfolg, den sich jede jüdische Einrichtung nur wünschen kann.<sup>51</sup> Heinz Seefeld betont mit seinen Worten die Bedeutung der Gemeinschaftsidentifikation im jüdischen Kindergarten. Das Gefühl zu wissen, wo man hingehört war besonders für die Rück- und Einwandererkinder wichtig, da sie sich plötzlich in einer für sie fremden Umgebung befanden und vorerst wenig Verbindung zu Deutschland aufbauen konnten. Somit war die jüdische Identität von enormer Bedeutung, da sie den Kindern einen Platz zuwies. Sie wurden einer Gemeinschaft anvertraut in der sie sich sicher fühlten, mit deren Hilfe sie ihre eigene Identität festigten und nach und nach auch die „Welt außerhalb“ dieser Gemeinschaft erfahren konnten. Shelly Latte, die 1983 in den Kindergarten kam, erklärte: „Ich denke, auch wenn wir – wie kein anderer Kindergarten – ein Sicherheitssystem brauchen und Polizisten am Eingang, [...] all das ist es wert, damit kleine Kinder in ihrer Tradition und mit ihrer Religion aufwachsen können. Denn sonst würde etwas verlorengehen.“<sup>52</sup>. Bei dem „etwas“, das Shelly Latte erwähnt könnte es sich um die jüdische Identität der Kindergartenkinder wie auch um die Bewahrung der jüdischen Tradition und Religion für die folgenden Generationen von Juden in Deutschland handeln. Dabei bedingt das eine das andere und umgekehrt. Auch wenn der Jüdische Kindergarten Berlin an dieser Stelle nur als Beispiel dienen sollte und die Herangehensweisen der jüdischen Kindergärten in Deutschland heute sehr unterschiedlich sind, steht in der Grundkonzeption die Bewahrung dieses „etwas“ ohne das die Zukunft des Judentums in Deutschland unsicher wäre. Dies begründet die Bedeutsamkeit der Einrichtungen bis heute und das Drängen der Gemeinden nach einem weiteren Ausbau der jüdischen pädagogischen Einrichtungen auch über den vorschulischen Bereich hinaus.

#### Zur Situation in der DDR

Als Pendant zum Zentralrat gründete sich in der DDR im Jahr 1952 der „Verband der jüdischen Gemeinden in der DDR“, dessen erster Präsident Hermann Baden wurde. Vor der Gründung der DDR hatte bereits der „Landesverband der Jüdischen Gemeinden in der russischen Besatzungszone“ bestanden.<sup>53</sup> Infolge der Anfang der 1950er Jahre stattgefundenen Abwanderungen zahlreicher Juden aus der DDR in den westlichen Teil Deutschlands mussten die jüdischen Gemeinden der DDR einen starken Mitgliederschwund verzeichnen.<sup>54</sup> Nach dem Krieg war ein Großteil der Mitglieder in den DDR-Gemeinden 45 Jahre und älter. Nach den Auswanderungen überwog der Anteil älterer Mitglieder noch deutlicher.<sup>55</sup> Zudem gab es zu dieser Zeit kaum Neueintritte oder Zuwanderungen jüdischer Bürger in die DDR und dies führte zwangsläufig zu einer Überalterung der Gemeinden. Der „Verband der jüdischen Gemeinden in der DDR“ organisierte für die zwar geringe aber doch vorhandene Anzahl jüdischer Kinder Ferienlager an der Ostsee. In dieser Zeit erlebten die Kinder die Praxis ihrer Religion. Jeden Freitagabend begingen sie bspw. gemeinsam mit dem Präsidenten des Verbandes den Sabbat.

Dies war für die Kinder häufig die einzige Möglichkeit mit jüdischer Religion und Tradition in Kontakt zu kommen. Gemeindepädagogische Einrichtungen gab es so gut wie keine und die meisten jüdischen Familien hatten sich aus politischen Gründen vom Judentum abgewendet. Die Frage, inwieweit eine jüdische Erziehung in den DDR-Gemeinden thematisiert und praktiziert wurde, zählt gegenwärtig zu den wenig beforschten Bereichen deutsch-jüdischer Pädagogik nach 1945.

Von einem Neubeginn jüdischer Pädagogik in den Ostbundesländern kann man erst seit der Wiedervereinigung sprechen. Mit den russisch-jüdischen Einwanderern wurde die Einrichtung pädagogischer Institutionen notwendig. Die einstig in ihrer Existenz bedrohten ehemaligen DDR-Gemeinden wurden nun mit Aufgabe der Integration der neuen Mitglieder konfrontiert. Im Gegensatz zu den jüdischen Gemeinden in den alten Bundesländern konnten sie jedoch in den meisten Fällen nicht auf bestehende Institutionen zurückgreifen, sondern mussten in kurzer Zeit ihre Gemeindegarbeit neu strukturieren und auf die Bedürfnisse der alten und neuen Mitglieder gleichermaßen anpassen. In Städten in denen private jüdische Organisationen unabhängig von der Gemeinde pädagogische Einrichtungen eröffneten, kam es aufgrund unterschiedlicher Ansichten über die Praxis jüdischer Erziehung zu Meinungsverschiedenheiten. Die Annäherung der alten und neuen Gemeindegmitglieder sowie die Ausweitung jüdischer Kultur- und Religionsarbeit auf private Gemeindezentren stellten die Gemeinden der neuen Bundesländer vor neue Herausforderungen. Bei allen Problemen darf jedoch nicht vergessen werden, dass viele Gemeinden durch die Einwanderung vor ihrem endgültigen Aus bewahrt wurden.<sup>56</sup> Für die Zukunft wird die weitere Integration der Einwanderer, vor allem in das religiöse Gemeindeleben, und die Zusammenführung der alten und neuen Mitglieder zu den Hauptaufgaben der Gemeinden zählen. Dabei sind sie auf die Unterstützung von Stadt und Land angewiesen.

## Resümee

Der Wiederaufbau eines deutschen Judentums erschien den meisten Juden nach der Shoa unvorstellbar. Diejenigen, die sich noch im Land befanden sahen ihre Zukunft in Amerika, Großbritannien oder Palästina. Das „Land der Täter“ war für sie keine Heimat sondern nur Übergangsstation. Doch das Warten dauerte aufgrund der Einschränkung der Einwanderungsbedingungen von Amerika, Großbritannien und Palästina länger als gedacht. Und so etablierten sich in den jüdischen Flüchtlingslagern nach und nach eigenständige jüdische Kollektive mit funktionierenden autonomen Infrastrukturen. Zu den wichtigsten Einrichtungen zählten Kindergärten, Schulen und Erwachsenenbildungskurse. Die Zeit in den Konzentrationslagern hatte die Menschen nicht nur physisch und psychisch entkräftet, sondern auch einen Mangel an Bildung und Kultur bedeutet. So ist es nur allzu verständlich, dass der Aufbau des pädagogischen Sektors zu den

primären Aufgaben zählte, denen sich die jüdischen Hilfsorganisationen widmeten. Bereits in den frühpädagogischen Einrichtungen wie den Kindergärten formte sich so eine Gemeinschaft. Denn die Einrichtungen erfüllten nicht nur einen Bildungsauftrag, sondern übernahmen vor allem eine identitätsstiftende Funktion, indem sie den häufig traumatisierten Kindern, die die Shoa entweder direkt erlebt oder deren Eltern an den Folgen zu leiden hatten, ein geschütztes kindgerechtes Umfeld boten. Gleichzeitig wurde die jüdische Erziehung der Kinder als essentiell erachtet, denn sie waren die hoffnungsvolle neue Generation für das Fortbestehen des Judentums.

Auch außerhalb der DP-Lager wurden bald jüdische pädagogische Einrichtungen eröffnet. Die Intention dabei war ähnlich wie bei den Einrichtungen in den DP-Lagern. Die Unterbringung der Kinder in den zur gleichen Zeit ebenfalls wieder entstehenden nichtjüdischen Behelfskindergärten war undenkbar – auch für die deutschen Juden, allein schon aufgrund der Tatsache, die Kinder damit Erzieherinnen anzuvertrauen, die zuvor noch nach nationalsozialistischen Erziehungsmaßstäben gearbeitet hatten. Auch in den jüdischen Kindergärten außerhalb der DP-Lager spielte die Erziehung der Kinder hin zur Formung ihrer jüdischen Identität eine große Rolle. Jedoch herrschte in den DP-Lagern vor allem die zionistische Strömung vor, die die Pädagogik nachhaltig beeinflusste, was in den jüdischen Kindergärten außerhalb der Lager weniger der Fall war.

Auch nach Gründung der beiden deutschen Staaten blieben die jüdischen Kindergärten ihren Konzeptionen treu, indem sie den Wert einer traditionellen und religiösen jüdischen Erziehung betonten. Die Kinderzahlen in den Einrichtungen setzten sich zu dieser Zeit aus Kindern der aufgelösten DP-Lager, Einwanderer- und Rückkehrerkindern und Deutschen zusammen. Neben dem Aufbau jüdischer Identität wurde deshalb mehr und mehr eine interkulturelle Erziehung angestrebt, die den Kindern die Möglichkeit gab, ihre Herkunftskultur mit in den Kindergartenalltag einzubringen und dennoch in die deutsche Lebensumwelt, bspw. über das Erlernen der deutschen Sprache, integriert zu werden. Die jüdische Religion und Tradition fungierte dabei als verbindendes Element, an das alle Kinder herangeführt wurden. Trotz, dass viele jüdische Eltern Deutschland als Heimat lange Zeit nicht akzeptieren konnten, wuchs mit ihren Kindern bereits eine neue Generation in Deutschland heran. Die pädagogischen Einrichtungen halfen so beim Wiederaufbau der deutsch-jüdischen Gemeinden mit, indem sie den Kindern eine jüdische Erziehung und damit den Aufbau ihrer jüdischen Identität ermöglichten. Die weitere Betrachtung bis in die Gegenwart zeigt, dass die jüdischen pädagogischen Einrichtungen immer wieder eine wichtige Funktion im Integrationsprozess der Einwanderer und Rückkehrer übernahmen und gleichzeitig stetig, trotz immer wieder auftretender Schwierigkeiten, für die Anerkennung der Bedeutsamkeit jüdischer Erziehung in Deutschland kämpften.

Die Zukunft der jüdischen Gemeinden in Deutschland ist abhängig von den folgenden Generationen jüdischer Kinder und ihrer Einstellung zum Judentum. Der Beitrag, den die pädagogischen Einrichtungen seit vielen Jahren dazu leisten, ist nach wie vor noch nicht genügend anerkannt.

<sup>1</sup> Lager für Displaced Persons – nach Definition der „United Nations Relief and Rehabilitation Administration“ sind DP's „Staatsangehörige alliierter Länder, die sich nach dem Kriegsende außerhalb ihrer Heimatstaaten aufhielten“, zit. n. Brenner, Michael: Nach dem Holocaust. Juden in Deutschland 1945-1950, München 1995, S. 19.

<sup>2</sup> Tobias, Jim G.: Zu Pessach nach Unterfranken. Das jüdische DP-Camp Giebelstadt 1948-49, Nürnberg 2005, S. 25

<sup>3</sup> JOINT – „American Jewish Joint Distribution Comitee“, UNRRA – „United Nations Relief and Rehabilitation Administration“

<sup>4</sup> Anfängen von der Finanzierung zusätzlicher Einrichtungen wie einer koscheren Küche bis hin zur Beschaffung oder Herstellung geeigneter Lehr- und Spielmaterialien zur jüdischen Erziehung.

<sup>5</sup> Vgl. Brenner, Holocaust, 1995, S. 20, S. 24f.; vgl. Kugelman, Cilly: Das Kriegsende und die DP-Lager, in: Heuberger, Rachel/Krohn, Helga (Hg.): Hinaus aus dem Ghetto. Juden in Frankfurt am Main 1800-1950, Frankfurt/Main 1988, S. 195-205, hier S. 195.

<sup>6</sup> Vgl. Brenner, Holocaust, 1995, S. 28; Vgl. Rinke, Andreas: Le grand retour. Die französische Displaced-Person-Politik (1944-1951), Frankfurt/Main 2002, S. 317, S. 321.

<sup>7</sup> Vgl. Mertens, Lothar: Optimistische Erwartung. Die Jüdische Gemeinde zu Dresden, in: Urban-Fahr, Susanne u.a. (Hg.): Juden in Deutschland nach 1945. Bürger oder „Mit“-Bürger?, Frankfurt/Main, 1999, S. 118-123, hier S. 118.

<sup>8</sup> Vgl. Brenner, Holocaust, 1995, S. 28-46; vgl. Giere, Jaqueline/ Salamander, Rachel: Ein Leben aufs Neu. Das Robinson-Album. DP-Lager: Juden auf deutschem Boden 1945 – 1948, Wien 1995, S. 16; vgl. Kugelman, Kriegsende, 1988, S. 196f.

<sup>9</sup> Vgl. Brenner, Holocaust, 1995; Dietrich, Susanne/ Schulze Wessel, Julia: Zwischen Selbstorganisation und Stigmatisierung. Die Lebenswirklichkeit jüdischer Displaced Persons und die neue Gestalt des Antisemitismus in der deutschen Nachkriegsgesellschaft, Stuttgart 1998.

<sup>10</sup> Insgesamt handelte es sich um ca. 184.000 jüdische Flüchtlinge (vgl. Kugelman, Kriegsende, 1988, S. 196). Damit kam es nach der Einwanderung ostjüdischer Flüchtlinge (aufgrund von Pogromen) zwischen 1890 und 1920 zu einer zweiten großen Einwanderung osteuropäischer Juden nach Deutschland, von denen allerdings die wenigsten die Absicht, hatten zu bleiben. Durch die Einwanderung stieg die Zahl der 6- bis 9-jährigen in der US-Zone von 380 auf 4.070 Kinder an (vgl. Tobias, Pessach, 2005, S. 23). Dies erforderte den Ausbau bzw. die Errichtung pädagogischer Einrichtungen.

<sup>11</sup> Vgl. Brenner, Holocaust, 1995, S. 35; vgl. Giere/Salamander, Leben, 1995, S. 27.

<sup>12</sup> Vgl. Tobias, Pessach, 2005, S. 23.

<sup>14</sup> „Organization for Rehabilitation through Training“.

<sup>15</sup> Vgl. Dietrich/ Wessel, Selbstorganisation, 1998, S. 69f.

<sup>16</sup> Zit. n. Giere/Salamander, Leben, 1995, S. 27.

<sup>17</sup> Vgl. Biermann, Gerd: Nelly Wolffheim und die Psychoanalytische Pädagogik, Gießen 1997, S. 49; vgl. Giere/Salamander, Leben, 1995, S. 26, S. 106.

<sup>18</sup> Giere/Salamander, Leben, 1995, S. 106.

<sup>19</sup> Büttner, Ursula: Not nach der Befreiung. Die Situation der deutschen Juden in der britischen Besatzungszone 1945 bis 1948, Hamburg 1986, S. 17.

<sup>20</sup> Vgl. Büttner, Not, 1986, S. 16.

<sup>21</sup> Es liegen verschiedene Schätzungen vor, wie viele jüdische Kinder in der Shoa umgekommen sind. Dabei schwanken die Zahlen zwischen einer und 1,5 Millionen. Brenner nennt Zahlen des „Institute of Jewish Affairs“, nach denen von 250.000 jüdischen Holocaust-Überlebenden in Deutschland und Österreich nur 3,6% unter 16 Jahre alt waren (vgl. Brenner, Holocaust, 1995, S. 35). Jedoch erscheinen genaue Statistiken unwichtig angesichts der Tatsache, dass praktisch nahezu eine gesamte Generation den Nationalsozialisten zum Opfer gefallen war. Michael Brenner fasst dies mit den Worten zusammen: „Die Zahl der Kinder, die die Konzentrationslager überlebt hatten, war gering; die Altersstufen in den DP-Lagern spiegelte die Vernichtungspolitik der Nazis wider, unter der Kinder und Alte so gut wie keine Überlebenschance hatten.“ (Brenner, Holocaust, 1995, S. 35) Erst mit der Einwanderung der jüdischen Pogromflüchtlinge aus Polen und den vielen neu geborenen Kindern vor allem in den DP-Lagern änderte sich die Alterstruktur der Juden in Deutschland.

<sup>22</sup> Im gleichen Jahr wurde in Frankfurt ein jüdischer Kindergarten eröffnet. Ihm folgten später weitere, wie beispielsweise in München und Hamburg.

<sup>24</sup> Vgl. Slevogt-Birnbach, Esther: 50 Jahre jüdischer Kindergarten, in dies. (Hg.): Der Jüdische Kindergarten in Berlin 1946 – 1996, Berlin 1996, S. 45-62, hier S. 46.

<sup>25</sup> Vgl. Slevogt-Birnbach, 50 Jahre, S. 48f.; vgl. Katsouli, Eva: Berliner Kindheit 1948, in Slevogt-Birnbach, Esther (Hg.): Der Jüdische Kindergarten in Berlin 1946 – 1996, Berlin 1996, S. 18-24, hier S. 20.

<sup>26</sup> Vgl. Slevogt-Birnbach, 50 Jahre, 1996, S. 49f.

<sup>27</sup> Katsouli, Berliner Kindheit, 1996, S. 23

<sup>28</sup> Vgl. Damm, Kristina: Jüdische vorschulische Erziehung in Deutschland mit dem Beispiel des neuen jüdischen Kindergartens in Dresden, Dresden 2007.

<sup>29</sup> Vgl. Brenner, Holocaust, 1995, S. 78-87; vgl. Bubi, Ignatz (1999): Erschütterungen sind zu überstehen, in Urban-Fahr, Susanne u.a. (Hg.): Juden in Deutschland nach 1945. Bürger oder „Mit“-Bürger?, Frankfurt/Main 1999, S. 14-24, hier S. 17f.

<sup>30</sup> Vgl. Brenner, Holocaust, 1995, S. 71-75.

<sup>31</sup> Dass die neu gegründete ZWST nicht mehr den Titel „der deutschen Juden“, sondern der „Juden in Deutschland“ führt, wurde damit begründet, dass sich die neu entstehenden Gemeinden zu großen Teilen nicht aus deutschen Juden zusammensetzten (wie es heute auch wieder der Fall ist). Außerdem überwog bei den Juden zu dieser Zeit der Gedanke, nicht dauerhaft in Deutschland bleiben zu wollen. Sie als Deutsche zu bezeichnen, lag auch vielen deutschen Juden fern, da sie ihre Zukunft eher in den USA oder Palästina sahen (vgl. u.a. Aden-Grossmann, Wilma: Berthold Simonsohn. Biographie des jüdischen Sozialpädagogen und Juristen (1912-1978), Frankfurt/Main 2007, S. 201).

<sup>32</sup> Vgl. Bloch, Benjamin: Zedaka – Die Gerechtigkeit. Jüdische Sozialarbeit 1945 bis heute, in Urban-Fahr, Susanne u.a. (Hg.): Juden in Deutschland nach 1945. Bürger oder „Mit“-Bürger?, Frankfurt/Main 1999, S. 176-185, hier S. 177; vgl. Büttner, Not, 1986, S. 30.

<sup>33</sup> Vgl. Aden – Grossmann, Simonsohn, 2007, S. 208; vgl. Bloch, Zedaka, 1999, S. 177; vgl. Scheller, Berthold: Zedaka im neuen Gewand. Neugründung und Neuorientierung der ‚Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland‘ nach 1945, in: Zedaka. Jüdische Sozialarbeit im Wandel der Zeit. 75 Jahre Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland 1917 – 1992, hg. von Jüdisches Museum der Stadt Frankfurt am Main (Hg.), Frankfurt/Main 1992, S. 135-141.

<sup>34</sup> Vgl. Aden-Grossmann, Simonsohn, 2007, S. 207; vgl. Bloch, Zedaka, 1999, S. 178.

<sup>35</sup> Infolge der Staatengründung in Israel und der Verbesserung der Einwanderungsmöglichkeiten in die USA wanderten bis Anfang der 1950er Jahre viele Juden in diese Länder aus. In diesem Zusammenhang wurden auch einige deutsch-jüdische Kindergärten wie 1953 der Kindergarten in Berlin oder auch in Frankfurt vorerst wieder geschlossen, auch Kugelmann, Kriegsende, 1988, S. 202.

<sup>36</sup> Gutmacher-Neveling, Rachel: Angekommen in der Joachimsthaler Straße, in Slevogt-Birnbach, Esther (Hg.): Der Jüdische Kindergarten in Berlin 1946 – 1996, Berlin 1996, S. 25-28, hier S. 25.

<sup>37</sup> Scheller, Zedaka, 1992, S. 151.

<sup>38</sup> Vgl. Scheller, Zedaka, 1992, S. 151f.

<sup>39</sup> Vgl. Aden-Grossmann, Simonsohn, 2007, S. 225.

<sup>40</sup> Vom JOINT wurde dazu auch ein Vorbereitungsseminar (vor Beginn der eigentlichen Ausbildung im Pestalozzi-Fröbel-Haus) für jüdische Kindergartenhelferinnen angeboten, die bisher noch keinen offiziellen Abschluss hatten. In diesem wurde besonders auf spezifisch-jüdische Inhalte Wert gelegt (vgl. Slevogt-Birnbach, 50 Jahre, 1996, S. 53-54).

<sup>41</sup> Siehe Slevogt-Birnbach, 50 Jahre, 1996, S. 56f.

<sup>42</sup> Vgl. Scheller, Zedaka, 1992, S. 153.

<sup>43</sup> Vgl. Slevogt-Birnbach, 50 Jahre, 1996, S. 57; auch Reuben-Shemia, Hannelore: Ein Ort der Verlässlichkeit und Integration, in: Slevogt-Birnbach, Esther (Hg.): Der Jüdische Kindergarten in Berlin 1946 – 1996, Berlin 1996, S. 13-17, hier S. 16.

<sup>44</sup> Vgl. Bezirksamt Charlottenburg-Wilmersdorf von Berlin: Bezirksamt verurteilt Anschlag auf jüdische Kita. Pressemitteilung vom 26.02.2007, <http://www.berlin.de/ba-charlottenburg-wilmersdorf/presse/archiv/20070226.1125.73463.html> [16.10.2007]

<sup>45</sup> Bubis, Ignatz: Jüdisches Leben in Deutschland 1945 – 1995, in Ginzler, Günther B. (Hg.): Jüdisches Leben in Deutschland nach 1945 bis heute, Düsseldorf 1996, S. 37-54, S. 50.

<sup>46</sup> Ginzler, Günther Bernd: Ein Leben zwischen Extremen, in ders. (g.): Jüdisches Leben in Deutschland nach 1945 bis heute, Düsseldorf 1996, S. 15-36, S. 22.

<sup>47</sup> Vgl. Slevogt-Birnbach, 50 Jahre, 1996, S. 59.

<sup>48</sup> Reisen, Katja: Aus Leningrad in die Dellbrückstraße, in Slevogt-Birnbach, Esther (Hg.): Der Jüdische Kindergarten in Berlin 1946 – 1996, Berlin 1996, S. 35-37, hier S. 36.

<sup>49</sup> Vgl. Damm, Erziehung, 2007.

<sup>50</sup> Vgl. Slevogt-Birnbach, 50 Jahre, 1996, S. 59.

<sup>51</sup> Seefeld, Heinz: Aus Südamerika nach Westberlin, in Slevogt-Birnbach, Esther (Hg.): Der Jüdische Kindergarten in Berlin 1946 – 1996, Berlin 1996, S. 29-31, hier S. 30f.

<sup>52</sup> Latte, Shelly: Reise in das Jahr 1983, in Slevogt-Birnbach, Esther (Hg.): Der Jüdische Kindergarten in Berlin 1946 – 1996, Berlin 1996, S. 38-41, hier S. 40f.

<sup>53</sup> Vgl. Goldenbogen, Nora: Juden in der DDR. Erwartungen – Realitäten – Wandlungen, in Ginzler, Günther B. (Hg.): Jüdisches Leben in Deutschland nach 1945 bis heute, Düsseldorf 1996, S. 123-149, hier S. 129.

<sup>54</sup> 1952 fand in Prag der so genannte „Slánský-Prozess“ statt, bei dem der jüdische Generalsekretär Rudolf Slánský und weitere Mitangeklagte aufgrund einer angeblichen antistalinistischen Verschwörung zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden. Dies zog mehrere antizionistische und antimsemitische Aktionen (Anklagen, Hausdurchsuchungen, Entlassungen, Bespitzelung) auch in der DDR nach sich, woraufhin zahlreiche Juden die DDR verließen.

<sup>55</sup> Vgl. Mertens, Erwartung, 1999, S. 119.

<sup>56</sup> Vgl. Damm, Erziehung, 2007.